



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 22 October 27, 1955**

Köln: Bund-Verlag, October 27, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS

Köln, 27. Oktober 1955 — 8. Jahrgang — Preis 20 Pfennig — Nummer 22

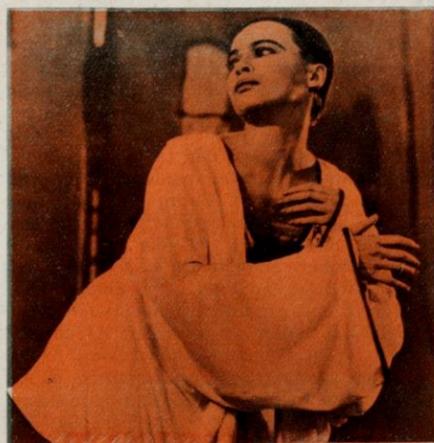


**Daddy Langbein**

Die Zeit, da — wie die Sage berichtet — millionenschwere Dollarkönige und Selfmademen quasi als moderne Harun al-Raschids unter quicken Zeitungsjungen und „cleveren“ Boys ihre Nachfolger und künftigen Generaldirektoren höchstetigen aufspürten, ist längst dahin. Mammutkonzerne in der Hand anonymer Aktionäre sind heute Trumpf, und zwischen oben und unten, zwischen Mensch und Werk wuchert dabei, wie ein gigantisches, undurchdringliches Dschungeldickicht, ein seelenloser Apparat. Man könnte bisweilen darüber lachen und manchmal auch weinen. Die Schriftstellerin Dean Webster lächelte darüber und streute in ihren bereits vor dem ersten Weltkrieg erschienenen und mit beträchtlicher Gefühlsfracht beladenen Jungmädchenroman „Daddy Langbein“ ein paar liebenswerte „Körnchen Salz“: Zweimal hat sich der Film „Daddy Langbeins“ angenommen. Nun hat bei

der dritten Verfilmung Jean Negulesco, ein ehemaliger rumänischer Maler aus Paris, der als Regisseur in Hollywood zu Ruhm und Ansehen kam, einen bezaubernden farbigen Breitwandfilm daraus gemacht. Mit seiner köstlichen CinemaScope-Serie: „Wie angelt man sich einen Millionär?“, „Drei Münzen im Brunnen“ und „Die Welt gehört der Frau“, hat sich Negulesco bereits als einer der ersten Meister des neuen Leinwandformats bewiesen, sein „Daddy-Langbein“-Film zeichnet ihn nun noch dazu als den — bis dato — vielleicht charmantesten Arrangeur der Breitwand aus.

Ohne viel Federlesens wird von den Filmleuten Dean Websters Geschichte von dem Dollarkrösus und dem armen Waisenkind in die Gegenwart verpflanzt: Da lebt in einem abseits gelegenen französischen Waisenhaus

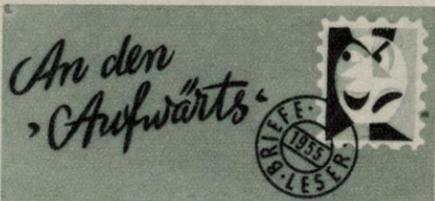


Julie, ein soeben reizend erblühtes Geschöpf. Als Findelkind kam sie vor 18 Jahren ins Haus. Stets sonnig und heiter, macht sie sich nun bei der Betreuung der kleinen Zöglinge nützlich. So fällt sie einem schwerreichen Amerikaner — dem jüngsten, wenn auch selber nicht mehr gerade jungen Sproß einer Dollardynastie —, der auf einer Geschäftsreise nach Paris zufällig das Haus betritt, ins Auge. Entzückt von Julies quellklarer Natürlichkeit, adoptiert er sie. Ohne ihren Wohltäter persönlich kennengelernt zu haben oder auch nur seinen wirklichen Namen zu wissen, wird Julie auf seine Veranlassung auf das feudalste Jungmädchenkollege Amerikas geschickt. Zwar hat Julie dem sagenhaften Wohltäter allwöchentlich zu schreiben, nur zu

Fortsetzung Seite 3

## Kalt über den Rücken

In Nr. 21/55 bringst Du eine Reportage über die „Eierschale“ in Berlin. Ich möchte kein Urteil über dieses Lokal abgeben, da ich es nicht kenne. Aber ich möchte mich sehr energisch gegen die Meinung von „Katja“ wenden, daß es von Beethoven nicht weit zum Jazz sei. Von Strawinskij und Hindemith bis zum Jazz lasse ich noch eher gelten, obwohl da wahrscheinlich auch nur die Polyphonie Ähnlichkeit besitzt. Aber wenn ich mir vorstelle, daß die „Schicksalssymphonie“, die „Eroica“ und „Fidelio“ in Verbindung mit Jazz gebracht werden, läßt es mir kalt über den Rücken. Ich kann mir nur denken, daß man mit 17 Jahren noch zu jung ist, um die tiefe Empfindungswelt der Musik Beethovens überhaupt zu erfassen. Daher kommt vielleicht dieses Urteil, das in seiner Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit ausgesprochen verletzend wirkt,



ganz besonders für jemand, der klassische Musik — vor allem Beethoven — sehr liebt. Thea Scholz, Augsburg

## Amateure gesucht

Dein Bericht über „Dixiekeller“ und „08/15-Kantine“ (Nr. 21/55) hat mich sehr interessiert. Ich selbst gehöre zu der Sorte junger Menschen, die sich aktiv für Jazz interessiert. Um eine Band auf die Beine zu bringen, benötige ich noch einen Bassisten und einen Klarinettenisten. Vielleicht kannst Du anfragen, ob nicht einige Amateure da sind, die Lust haben, mitzumachen. Ernst Kranenberg, Köln-Ehrenfeld

## Beschämend

Zu der Reportage „08/15-Kantine“ möchte ich sagen, daß ich den Marsch doch nicht so verabscheue, wie es allgemein Mode ist. Es gibt schöne Märsche. Der Marsch spielte zwar bei der Wehrmacht eine große Rolle, doch sollte man ihn eigentlich nur seiner Musik nach beurteilen. Mich begeistert ein Marsch von der musikalischen Seite her, und ich werde ihn stets dem Negerjazz vorziehen. Dabei habe ich genau so wenig Lust, Soldat zu werden, wie andere Jugendliche. Was bei dem bis zur Ekstase führenden Negerjazz herauskommt, sah man erst vor kurzem beim Jazzabend in Hamburg mit Louis Armstrong. Die Zuhörer haben sich doch zuletzt nicht mehr wie normale Menschen benommen. Es ist beschämend. Heiko Palner, Vorwohle 33 (Holzminden)

## Keine Unterstützung

Zu dem Artikel „Gewissen und Wehrdienst“ (Nr. 20/55) möchte ich folgendes sagen: Es bestehen in der Wehrfrage zwar weitgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen Regierung und Opposition. Aber in einer Frage scheidet die SPD als Opposition aus, nämlich in der Frage über die Anerkennung politischer Gründe zur Wehrdienstverweigerung. Auch die SPD lehnt eine Wehrdienstverweigerung aus politischen Gründen ab. Leider. In dieser wichtigen Frage brauchen wir auf ihre Unterstützung nicht mehr zu warten. Herbert Lindert, Brackwede bei Bielefeld

## Kein Beweis

Es ist zwar beklagenswert, lieber Karl Küster in Bremen (Leserbrief in Nr. 21/55), wenn junge Menschen noch nie etwas von oder über August Bebel und Rosa Luxemburg gehört haben, aber das allein ist noch längst kein Beweis, daß die heutige Jugend politisch völlig desinteressiert ist. Auch ich würde es begrüßen, wenn die junge Generation sich etwas mehr in die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung vertiefen würde. Andererseits haben sich die Zeiten geändert, und es sind auch ganz andere Probleme aufgetaucht. Und um diese Feststellung kommt man eben nicht herum: Die Jugend von heute findet sich recht gut in ihrer Zeit zurecht und hat auch schon einen ganz gesunden Instinkt für die politischen Verhältnisse bekommen. Eberhard Kieser, Hannover-Linden

## Endlich

Es hat ja lange genug gedauert — aber ich freue mich doch sehr, daß endlich der Gast der Aufwärts-Leser aus einem arabischen Land eingetroffen ist (siehe Nr. 21/55). Hoffentlich wird er sich bei uns wohl fühlen und auch etwas lernen, womit er sich später in Syrien nützlich machen kann. Bruno Engel, Hamburg-Harburg

## Erstaunlich

Es ist erstaunlich, daß es dem Aufwärts tatsächlich gelungen ist, einen jungen Mann aus Afrika nach Köln zu holen. Ehrlich gesagt, habe ich seinerzeit den Vorschlag des Aufwärts an seine Leser für eine neuartige Methode gehalten, das Publikum für die Zeitung zu interessieren. Elisabeth Wailer, Wuppertal-Elberfeld

## Aufpassen

Hoffentlich paßt Ihr in Köln auf unseren Gast Yassine Hana gut auf, damit er während seines Aufenthaltes in Deutschland sich an den Errungenschaften der abendländischen Zivilisation nicht „den Magen“ verdirbt. Hans-Otto Kleimers, Berlin-Tempelhof

# Aufruf des Deutschen Gewerkschaftsbundes

## zum 10jährigen Bestehen

Als 1933 in Deutschland der nazistische Terror die Demokratie vernichtete und sich anschickte, einen totalen Krieg vorzubereiten, wurden die Gewerkschaften das erste Opfer. Dieses Schicksal traf alle Gewerkschaften, gleich welcher Richtung. Gewerkschafter wurden mißhandelt und ermordet, die Arbeitnehmer entrechtet. In Konzentrationslagern, in Zuchthäusern und in den Marterkammern des nazistischen Regimes erlitten sie gemeinsam unsägliches Leid. Aus diesem gemeinsamen Leid entstand der gemeinsame Wille, am Ende dieser Schreckenszeit eine einheitliche, freie und unabhängige Gewerkschaftsbewegung zu schaffen.

1945 brach das Hitler-Regime zusammen. Hunger und Elend bedrückten das deutsche Volk. Wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben lagen in Trümmern. Die Einheit unseres Vaterlandes war zerstört. Da waren es die Arbeiter, Angestellten und Beamten, die zuerst Hand anlegten, um einen neuen, freien und menschenwürdigen Staat aufzubauen. Ehe es eine staatliche Ordnung gab, ehe die ersten Versuche gemacht werden konnten, aus den Trümmern neue Arbeitsstätten zu schaffen, entstanden aus einheitlichem Willen geboren die Anfänge unabhängiger Gewerkschaften. Stolz denken wir heute dieser Männer und Frauen, unserer Kolleginnen und Kollegen, die dieses Werk begründeten. Sie vollbrachten eine geschichtliche Tat. Dies wollen wir festhalten um der Wahrheit willen.

Die neuen Gewerkschaften gründeten sich auf der bewährten Tradition jener Verbände, die 1933 vernichtet wurden. Sie vereinen in sich die besten Kräfte der drei Gewerkschaftsrichtungen, die in jahrzehntelanger Arbeit Großes für die Arbeitnehmerschaft geleistet hatten.

Einheitlich in ihrem Willen, schufen sie in Deutschland eine Kraft, ohne die der wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufbau nach 1945 undenkbar ist. Sie schufen darüber hinaus die einzige große Organisation, in der Menschen

verschiedenster weltanschaulicher und parteipolitischer Anschauungen auf demokratischer Grundlage und in gegenseitiger Achtung vor der Gesinnung des anderen gemeinsam am Aufbau und an der Entwicklung eines demokratischen Staates wirken.

Das darf auch heute nicht vergessen werden!

Unabhängig von Regierungen, politischen Parteien und konfessionellen Anschauungen gehen die Gewerkschaften seit 1945 unbeirrt ihren Weg, allein bestimmt durch den Willen ihrer Mitglieder und die selbst gegebene Satzung.

So wurden sie zur Heimstätte aller Arbeitnehmer, die sich zu sozialer Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde bekennen. In diesem Bekenntnis sind sich alle einig, ob sie aus der christlichen, sozialistischen oder aus anderen Überzeugungen ihre Kraft schöpfen. Dieser Grundsatz der Toleranz und der gegenseitigen Achtung ist die Quelle ihrer Stärke. Ihn zu halten, ist verpflichtendes Gesetz. So schuf sich, aufbauend auf dem Besten der Vergangenheit, die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung eine neue gemeinsame Tradition wahrer Solidarität. Sie ist die Wurzel unserer gewerkschaftlichen Stärke. Nur vereint, nur unabhängig sind wir stark.

Die deutschen Gewerkschaften stehen unverbrüchlich zu den Grundsätzen der Demokratie. Sie wissen, daß nur in einem demokratischen Staat auch den Gewerkschaften und ihren Mitgliedern ihr Recht werden kann. Sie sind sich der Verantwortung diesem Staat gegenüber bewußt. Aus dieser Verantwortung müssen sie von ihm fordern, daß er in Gesetz, Verwaltung und gesellschaftlicher Ordnung demokratisch ist.

Erst die völlige Gleichberechtigung aller Staatsbürger in der Politik, der Wirtschaft und der Gesellschaft sichert den Bestand der Demokratie.

Nicht Verfassungen und Paragraphen allein machen aber die Demokratie lebendig, sondern die Mitarbeit und das innere Bekenntnis aller Bürger, denen demokratisches Leben Herzenssache ist.

So war unser Wirken bisher, so soll es verstanden sein: Unerbittlich gegen alle Feinde der Demokratie, bereit zu Zusammenarbeit mit allen demokratischen Kräften, wollen wir einen Staat, der in Freiheit und unter Wahrung der Menschenwürde soziale Fragen unserer Zeit löst.

Darum fordern wir:

- den gerechten Anteil der Arbeitnehmer am gemeinsam erarbeiteten wirtschaftlichen Ergebnis
- durch gesicherte Mitbestimmung in Wirtschaft und Verwaltung;
- durch Einführung der 40-Stunden-Woche mit vollem Lohn- und Gehaltsausgleich;
- durch Verbesserung des Realeinkommens und höheren Lebensstandard;
- durch wirksame soziale Sicherheit;
- durch verbesserten Arbeitsschutz.

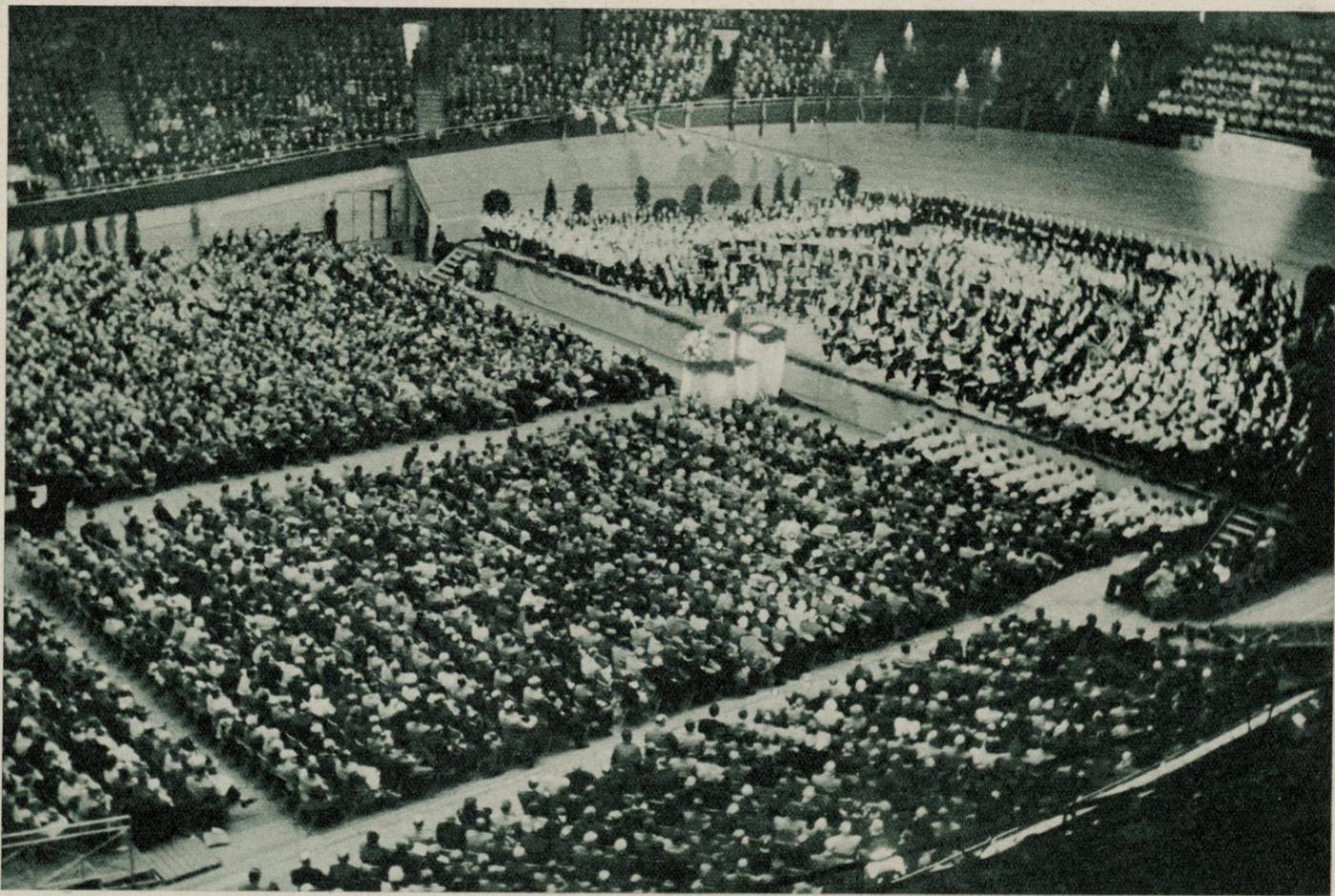
Ein Arbeitsleben und ein Alter ohne Not!

So sichern wir die Demokratie! So wird der demokratische Staat zur Heimat aller!

Einig in diesem Ziel, rufen wir im Namen von 6 Millionen Arbeitern, Angestellten und Beamten den noch Abseitsstehenden zu:

„Kommt zu uns! Unsere Sache ist eure Sache! Vereint vollenden wir das Werk!“

Den Aufruf hat der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes auf Vorschlag des Bundesvorstandes in der Sitzung vom 11. Oktober 1955 einstimmig beschlossen.



Die würdig und ohne Zwischenfall verlaufene große Kundgebung des DGB zu seinem zehnjährigen Bestehen in der Westfalenhalle zu Dortmund stellte erneut eindringlich unter Beweis, daß die arbeitenden Menschen an den Grundlagen ihrer Organisation nicht rütteln lassen. In den Reden des DGB-Vorsitzenden Walter Freitag und seiner beiden Stellvertreter Mathias Föcher und Georg Reuter wurde deutlich, daß die Gewerkschaften jedem Angriff auf ihre Einheit mit der gebührenden Entschiedenheit entgegenzutreten werden. Den ersten Niederschlag fand diese Entschlossenheit durch den Ausschluß von Bernhard Winkelheide aus der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr. Georg Reuter hatte auf der Pressekonferenz schon darauf hingewiesen, daß die geforderte Bildung einer selbständigen Gruppe christlicher Gewerkschafter innerhalb des DGB nicht geduldet

werden könne, weil damit die Spaltung nur getarnt würde. Walter Freitag rief unter dem Beifall der großen Versammlung: „Wir geloben, noch fester zusammenzuhalten und die Gewerkschaftseinheit unter allen Umständen zu wahren.“ Mathias Föcher, der aus der alten christlichen Gewerkschaft kommt, sagte: „Die christlich-soziale Ethik besitzt in der Einheitsgewerkschaft ebenso Heimatrecht wie die sozialistische Auffassung. Es kann keine Rede davon sein, daß die eine oder andere unterdrückt werden soll.“

Wie aus Ausführungen Walter Freitags deutlich wurde, sollen in nächster Zeit Verhandlungen mit der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft geführt werden, die darauf hinauslaufen, die Einheit der arbeitenden Menschen noch tiefer zu gestalten. Möge es gelingen.

Nur Narren können glauben, daß eine Aufspaltung der arbeitenden Menschen segensreich sein kann. Noch wird in unserer jungen Bundesrepublik hart und schwer gekämpft werden müssen, um sie zu einem wirklich sozialen Staat zu machen. Noch ist der Einfluß der Vertreter einer endgültig vergangenen Epoche zu groß, um auf Erreichtem ausruhen zu können. Unser Staat muß in der Stunde, da die Brüder und Schwestern der Ostzone wieder zu uns kommen, ein soziales Vorbild sein. Daran zu arbeiten, fest und unermüdlich, hat uns die Kundgebung in Dortmund erneut alle aufgerufen.

Hadobu



## Daddy Langbein

Fortsetzung von Seite 1

bald aber ist der spleenige Trustgewaltige das Opfer seines bürokratischen Apparats. Alle von Julie mit wachsender Zärtlichkeit an „Daddy Langbein“ — ihr Spitzname für den großen unbekanntenen Gönner — geschriebenen Briefe werden, ohne ihn selber zu erreichen, zu einem bloßen, säuberlich registrierten Aktenvermerk. Erst als es einer mitfühlenden Sekretärin zu bunt wird, beginnt auf ihren energischen Anstoß der scheinbar unerreichbare Daddy Langbein zu lesen, zu lächeln, zu lieben und — zu reisen. Wohin? Natürlich zum Sommerfest ins Kollege. — Julie weiß nicht, mit wem sie spricht, mit wem sie tanzt, in wen sie sich verliebt. „Väterchen“ Langbein aber kommen bei den zarten Regungen seines Herzens einige Bedenken, und erst nach seiner vergeblichen Flucht rund um die Welt kommt es in Neuyork zum strahlenden Happy-End.



Es ist wirklich bewundernswert, was Hollywoods Meister ihres Fachs, angeführt von Jean Negulesco, aus der rührseligen Waisenhausgeschichte gemacht haben und wie sie es verstanden, ihren tränenreichen Nährboden von Anfang an in eitel Sonne und beschwingte, schwerelose Heiterkeit aufzulösen. Im Stil der großen amerikanischen „Musicals“ — etwa: „Ein Amerikaner in Paris“ und „Lili“ — wurde das Spiel zu einem köstlichen Schmaus für Auge und Ohr gestaltet. Da schwelgt und schäumt (Hollywoods propagiertes) amerikanisches Lebensgefühl. Da blüht der Humor, der Witz und der Traum in Szenen, Farben und Musik — in ironisierter Wirklichkeit wie in phantastischer Märchenstimmung. Die farbige Delikatesse der Bilder verrät Negulesco als Malerregisseur. In den ideenreichen Bühnenbildern und in der neuartigen Breite und Weite der ausgewogenen Dekorationen triumphiert modernes und hypermodernes Stilgefühl, klingt die „schräge“ Musik bisweilen auch „förmlich“ wider. Das beherrschende Element des ganzen Spiels aber ist der Tanz, wobei mit feinem dramaturgischem Kunstgriff die schwärmerisch-romantischen Jungmädchenträume und -briefe Julies spritzig-kapriziös, frech-ironisch und ganz zart in wundervollen Ballett- und Solotänzen (choreographische Gestaltung: Roland Petit) verdeutlicht werden. Im Rahmen des mit vielen fein-komischen Typen besetzten und mit hollywoodscher Akkuratheit spielenden Ensembles bezaubern natürlich vor allem Fred Astaire (Daddy Langbein), Amerikas jahrzehntelanger Tanzstar Nr. 1, und seine jugendliche Partnerin Leslie Caron (Julie), die unvergeßliche „Lili“ des gleichnamigen Films, durch die Anmut ihrer hinreißenden Tanzkunst.

Gobo - Fotos: Centfox



## Eisenbahnerjugend mit Volldampf voraus!

Der Jugendtag äußert schwerwiegende Bedenken gegen die Aufrüstung

Zum 3. Jugendtag der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands trafen sich in Regensburg 323 Delegierte, die zusammen 16 000 junge Eisenbahner unter 21 Jahren vertraten und damit 90 Prozent der bei der Bundesbahn beschäftigten Jungeisenbahner repräsentierten.

In den 80 Anträgen, über die die Konferenz zu beraten hatte, spiegelten sich die mannigfaltigen Probleme wider, die die Eisenbahner im allgemeinen und die Jugendlichen im besonderen beschäftigen. Es liegt in der Art des Bahnbetriebes und seiner Vielfalt, daß bei einem Jugendkongreß der Eisenbahner viele Fragen auf der Tagesordnung stehen, die auf anderen gewerkschaftlichen Jugendkonferenzen nicht behandelt werden. Hier müssen zum Beispiel die Laufbahnfrage, die Berufsausbildung und die Jugendgesetzgebung für die bei der Bahn beschäftigten jungen Menschen erwähnt werden. Im Zusammenhang mit den Laufbahn- und Ausbildungsfragen wurde von einigen Delegierten heftige Kritik an der Personalpolitik der Bundesbahn geübt, die in den letzten Jahren viele junge Handwerker nach der Beendigung der Lehrzeit nicht weiter im Bundesbahndienst behalten hatte. Allein im Jahre 1953 wurden von 2600 Handwerkslehrlingen, die ihre Lehrzeit beendet hatten, 1300, also 50 Prozent, entlassen. Diese sind dann in die Privatwirtschaft abgewandert,

und gegenwärtig macht sich der drohende Mangel an Facharbeitern in den verschiedenen Betrieben der Bundesbahn schon außerordentlich bemerkbar.

Als ein Höhepunkt der Tagung kann das Referat von Waldemar v. Knoeringen bezeichnet werden, der über die „Jugend in den sozialen, politischen und geistigen Kämpfen der Gegenwart“ sprach und in seiner ausgezeichneten Rede auf die Tatsache hinwies, daß es im wesentlichen den bestehenden großen Parteien nicht gelungen ist, die jungen Menschen organisatorisch zu erfassen und eine geistige Brücke zu ihnen zu schlagen. Er wies auf die daraus erwachsenden Konsequenzen für die gewerkschaftliche Arbeit und speziell für die Jugendarbeit der Gewerkschaften hin.

Wie bei den anderen dieses Jahr stattgefundenen gewerkschaftlichen Jugendkongressen nahm auch in Regensburg die Frage der Aufrüstung einen breiten Raum ein. Grundsätzlich wandten sich die Delegierten gegen die Aufrüstung „sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik Deutschland, bevor nicht mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit durchgeführt worden ist“. Im Hinblick auf die schon beginnende Aufstellung

westdeutscher Streitkräfte wurden die folgenden Forderungen an den Bundestag gestellt:

1. Ordnungsgemäße Beendigung der Berufsausbildung vor Ableistung der Wehrdienstpflicht.
2. Durch umfassende gewerkschaftliche Schulung ist das Selbstbewußtsein des jungen Staatsbürgers zu festigen mit dem Ziel, daß er auch als Soldat seine Grundrechte zu beanspruchen versteht.
3. Der zum Wehrdienst eingezogene Kollege muß seine Mitgliedschaft in seiner Gewerkschaft aufrechterhalten können.
4. Es ist sicherzustellen, daß die Wehrdienstpflichtigen auch während der Militärzeit gewerkschaftlich betreut werden. Ihre Teilnahme an Veranstaltungen demokratischer Verbände darf durch die Ableistung der Wehrdienstpflicht nicht behindert werden.

Die Tagung und die mit großem Ernst geführten Diskussionen geben zu der Hoffnung Anlaß, daß es bei der in der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands organisierten Jugend auch weiterhin mit Volldampf vorausgehen wird.

Kurt Hirsch

**BUNDESTAG** Eine Woche lang hat der Deutsche Bundestag seine Arbeitssitzungen in Berlin abgehalten, um seine Mitverantwortung für das Schicksal Gesamtdeutschlands und der ehemaligen Reichshauptstadt zu bekunden. „Wir wissen und wir halten daran fest, daß der Deutsche Bundestag und die Bundesregierung nur ein Provisorium sind bis zu dem Tag, an dem



auch die freigewählten Vertreter der heute noch in Unfreiheit gehaltenen 18 Millionen ein gesamtdeutsches Parlament bilden“, sagte Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier zur Sitzungseröffnung im großen Hörsaal der Technischen Universität Berlin.

— Das ist zwar an sich nur ein Zitat aus dem Bonner Grundgesetz; aber seine Wiederholung dürfte gewisse souveränitätsstolzen Bundesbürgern schon geradezu unangenehm gewesen sein.

**OPFER** 164 Bergleute an der Ruhr und im Aachener Revier haben in den letzten drei Monaten ihr Leben bei Grubenunglücken lassen müssen. Angesichts dieser tragischen Tatsache hat sich der nordrhein-westfälische Landtag in seiner ersten Sitzung nach den Ferien mit der Frage der Grubensicherheit befaßt und die Landesregierung beauftragt, organisatorische und technische Maßnahmen zur Erhöhung der Sicherheit der Bergarbeiter zu ergreifen. Es hat sich freilich ergeben, daß die vermehrten Unfälle und Katastrophen zum großen Teil auf menschliches Versagen zurückzuführen sind. Dieses aber liegt vor allem daran, daß im Bergbau immer stärker auf Gelegenheitsarbeitskräfte zurückgegriffen werden muß. — Und solange unsere Gesellschafts-„Moral“ das leichte und schnelle Reichwerden vor die harte und ehrliche Arbeit stellt, wird sich das wohl auch kaum ändern.

**AUFSCHUB** Wegen der bevorstehenden Viererkonferenz der Außenminister in Genf und der Saarabstimmung hat die französische Nationalversammlung dem Ministerpräsidenten Edgar Faure noch einmal das Vertrauen ausgesprochen. Eine Woche vorher hatte Faure seine Marokkopolitik nur mit Hilfe der Sozialisten und Kommunisten durchführen können, während ihn ein großer Teil der Regierungsparteien im Stich ließ. Man spricht jetzt von einer Vorverlegung der Neuwahlen in Frankreich.

— Leider scheint unser Nachbarland Frankreich zwischen den überlebten Praktiken einer Kolonialclique und den freiheitlichen Ideen der Mehrzahl seiner Bürger noch immer keine klare Entscheidung treffen zu können.

**SELBSTKRITIK** Der sowjetische Außenminister Molotow hat sich in einem Artikel der Zeitschrift „Kommunist“ eines schweren ideologischen Fehlers angeklagt, weil er vor sechs Monaten in einem Referat behauptet hatte, daß in der Sowjet-Union erst „die Grundlagen der sozialistischen Gesellschaft gelegt“ seien, während sie in Wirklichkeit doch schon bestehe. Im Westen sieht man in dieser Selbstkritik den Anfang vom Ende der politischen Karriere Molotows. — In Wahrheit ist es nur eine Rückkehr zu dem leninistischen Prinzip, das die periodische Selbsterniedrigung der Führenden verlangt, um die Machtergreifung eines einzelnen zu verhindern.

**ENTWICKLUNG** Während NATO-Oberbefehlshaber General Gruenther in Paris jammerte, daß er doppelt so viele Divisionen brauche, wie er augenblicklich zur Verfügung habe, kündigte der englische Premierminister Eden vor dem Unterhaus an, daß England in den nächsten Monaten weitere 100 000 Mann aus der Armee entlassen werde, um seine Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt zu meistern. — Immerhin beruhigend, daß wieder die Politiker und nicht die Generale im Westen den politischen Kurs angeben.

**NAHOST** Im Westen hat das Angebot der Russen, Ägypten und anderen Nahoststaaten Waffen und Wirtschaftshilfe zur Verfügung zu stellen, große Beunruhigung hervorgerufen, vor allem, weil dadurch der Gegensatz zwischen Israel und den arabischen Staaten bedrohlich verschärft worden ist. Die Russen haben es in geschickter Weise verstanden, den Westmächten im Vorderen Orient politisches Terrain abzujagen. — Kleine Erinnerung, daß „Politik der Entspannung“ nicht Verzicht auf die Weltrevolution heißt, vielmehr von den Russen nur als eine Etappe zu derselben verstanden wird!

**AUFWARTS** Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: M. DüMont Schauberg in Köln.



**UNICEF**, das Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen, umfaßt die internationalen Bemühungen, den Gesundheits- und Lebensstandard der Kinder in aller Welt zu heben. Von 900 Millionen Kindern in der Welt leben heute 600 Millionen in Armut. 32 Millionen dieser Kinder erhalten im Jahre 1955 Hilfe durch UNICEF. Die Zeichnungen, die wir nebenstehend abdrucken, bilden eine Kartenserie, die in Schachteln mit je 10 Stück in Farbdruck mit 10 weißen Umschlägen zum Preise von 4,00 DM durch das Deutsche UNICEF-Komitee, Köln, Komödienstraße 40, bezogen werden können. Auf diese Weise kommt ein Fonds zusammen, der restlos zur Hilfe für notleidende Kinder angewandt wird. Einer der tätigsten Unterstützer der UNICEF ist Indiens Ministerpräsident, Pandit Nehru. Jeder von uns kann durch den Kauf der Karten zur Linderung der Not beitragen.



Kinder in der Arktis

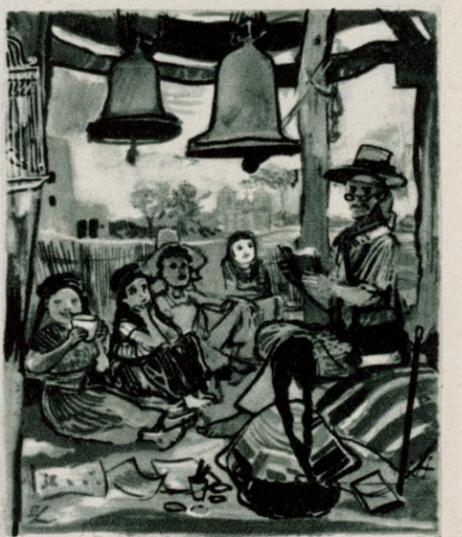
Bild links: Mexikanische Kinder



Kinder des Orients



Kinder der nordafrikanischen Wüste



Amerikanische Kinder

## Elektronische Humoreske

Von M. Minstrel

Diese Geschichte ist wahr. Sie ereignete sich vor kurzem in der großen Stadt Chicago, in den Räumen der Michigan Electronics, Inc., einer bekannten Firma. Einbrecher, die hier reiche Beute witterten, hatten sich entschlossen, hier ihre „Fähigkeiten“ unter Beweis zu stellen. Doch als die „Burglars“ (wie man diese Gesellen in USA nennt) die Tür zum Büro aufbrachen, hörten sie eine sympathische männliche Stimme, die förmlich aus dem Äther zu kommen schien: „Guten Abend, Gentlemen. Wir erinnern Sie daran, daß diese Räume elektronisch geschützt sind. Wir gestatten uns die Anregung, daß Sie umkehren und von hier verschwinden!“ Nach einigen Augenblicken ertönte die gleiche Stimme. Doch diesmal klang sie nicht mehr sympathisch, sondern schrie laut und gellend: „Hilfe! Hilfe! Polizei! Räuber! Diebe!“ Und nach einer Sekunde schrie eine helle Frauenstimme: „Polizei rufen! Hilfe! Polizei rufen!“ Die entsetzten Kassenschrankräuber blickten um sich. Sie sahen nichts... Doch noch länger klangen die bedrohlichen, lauten Worte in ihren Ohren. Schnell entschlossen sie sich, jenen beizupflichten, die da behaupten, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei.

Und sie verschwanden in aller Eile aus den Räumen der Michigan Electronics Inc. Wären sie noch einige Sekunden länger in diesem Büro geblieben, hätten sie wieder die Worte hören können: „Guten Abend, Gentlemen. Wir erinnern Sie daran, daß diese Räume elektronisch geschützt sind. Wir gestatten uns die Anregung, daß Sie umkehren und von hier verschwinden!“

## Der Krieg fand nicht statt

Von M. Togger

Wie eine starke Persönlichkeit eine Nation vor einem sinnlosen Krieg zu bewahren vermag, beweist die mutige Tat des argentinischen Präsidenten Irigoyen im Jahre 1916. Als die deutschen Armeen an der Marne zurückgeschlagen wurden, hielten es einige argentinische Generale für patriotisch, dem argentinischen Volk zu erklären, daß nun eine günstige Gelegenheit da sei, an der Seite der Entente-Armeen in Deutschland einzumarschieren. Einige argentinische Zeitungen brachten die kriegsbegeisterten Worte der Generale als Schlagzeilen und begannen den Krieg gegen das wilhelminische Deutschland zu propagieren. Eines Morgens war es dann soweit: Eine erregte Menschenmenge zog vor das Regierungsgebäude und forderte vom Präsidenten die Kriegserklärung gegen Deutschland.

In den vordersten Reihen der schreienden Menschenmenge ließen sich die kriegs-entflammten Generale bewundern. Unerwartet schrillten grelle Pfeife und erregte Schmährufe, die den umherstolzierenden Generalen galten.

Einige unter der Menge wollten zeigen, daß sie gegen den Krieg waren. Doch die kriegsbegeisterte Menschenmenge brüllte: „Queremos la guerra contra Alemania! Wir wollen Krieg gegen Deutschland!“

Da erschien auf dem Balkon des Regierungsgebäudes der argentinische Präsident Irigoyen.

„Weil ihr den Krieg gegen Deutschland wollt“, begann er, „so sollt ihr ihn haben...“

Beifall umbrauste ihn, Fahnen wurden geschwenkt, auf denen goldglitzernd die aufgestickten Worte „Sieg oder Tod“ leuchteten.

Nun erhob der Präsident seine Stimme: „Damit der Krieg auch energisch geführt wird, habe ich der Polizei den Befehl gegeben, sofort diesen Platz zu umstellen, damit ich dann alle, die hier am lautesten nach einem Krieg schreien, als die ersten auf die europäischen Schlachtfelder schicken kann!“

Als nach einigen Minuten die Polizisten an den Eingangsstraßen des Platzes aufmarschierten, war der Platz menschenleer. Wie nach einem Tornado lagen Hüte und Fahnen umhergestreut, verlassen und niedergedrumpelt von der fliehenden Menschenmenge.

Während der argentinische Präsident Irigoyen auf dem Balkon sich lächelnd seinem Arbeitszimmer zuwandte, begannen die Polizisten die Hüte und Fahnen auf dem Platz einzusammeln.



**Zeit: nachts 2 Uhr.** Ort: Wartesaal im Hauptbahnhof einer westdeutschen Großstadt. Unter dem fahlen Licht der düsteren Lampen hocken die jungen Burschen um die Tische. Die Köpfe sinken ihnen müde auf die Arme. Einer stülpt sich den Hut über das Gesicht. Ein anderer starrt, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich hin. Die triste Atmosphäre hält alle umfangen. Was tun die Jungen um diese Zeit im Wartesaal dritter Klasse? Warum sitzen sie hier? Das interessiert auch die Bahnpolizei. Ihre Beamten erscheinen plötzlich. Mit ihnen unser Reporter Herbert Hübenthal. Ehe die Jungen wissen, was eigentlich geschieht, hat er sie schon geblitzt. „Ausweise bitte“, sagen die Beamten. Und neben den Personalpapieren verlangen sie auch die Fahrkarten. Wer keine hat und sich nicht ausweisen kann, muß auf die Wache. Hier wurde keiner mitgenommen.

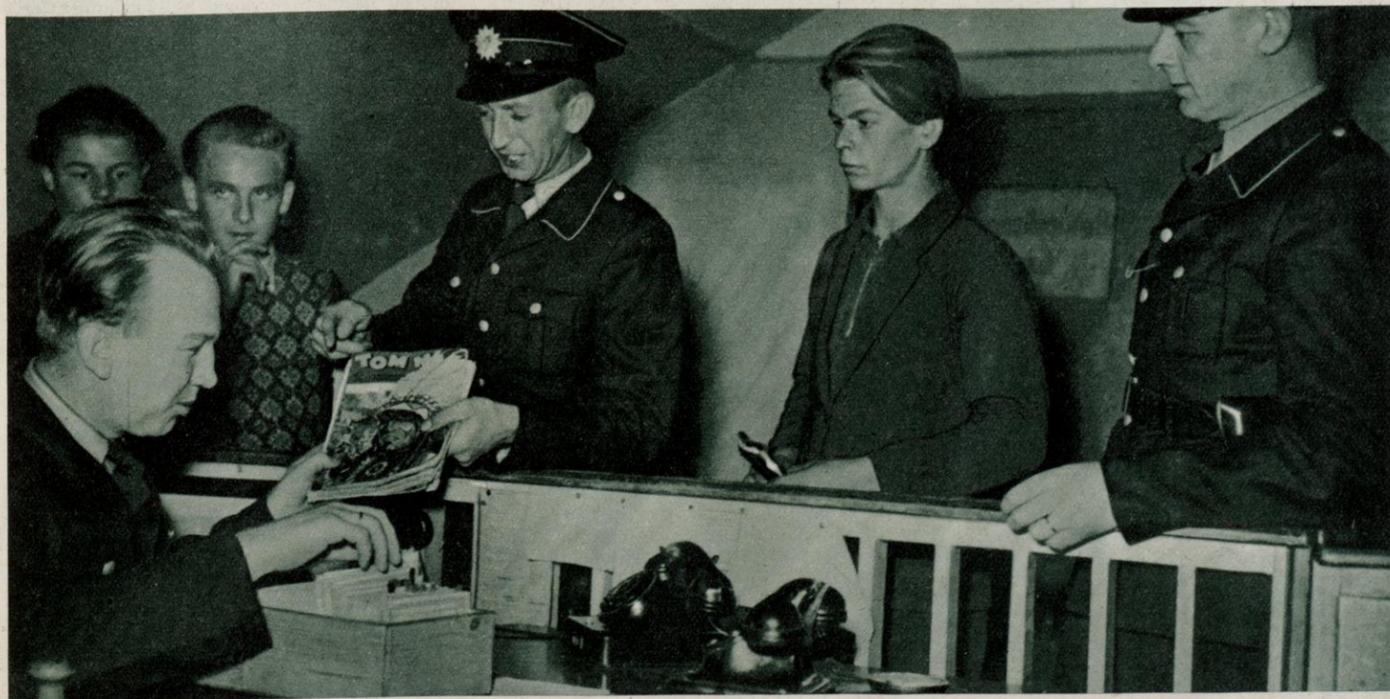
**Sogar in den Unterführungen** zu den Bahnsteigen liegen die Jugendlichen auf Gepäckkarren und schlafen. Es ist kalt, und die Luft zieht durch die Unterführungen wie durch einen Witterschacht. „Ich verstehe nicht, warum sie sich ausgerechnet dorthin legen“, sagt unser Reporter Hübenthal, „hier fallen sie der Bahnpolizei sofort auf.“ Die Beamten weckten die Jungen dann auch ziemlich unsanft. „Was macht ihr hier?“ Die Burschen gaben ausreichend Auskunft. Sie konnten ihre Personalausweise zeigen und eine Fahrkarte. Es stellte sich heraus, daß sie nur den Anschlußzug verpaßt hatten und nun eine leere Nachtstunde überbrücken mußten. Gähnend rekellten sie sich auf, und gähnend legten sie sich wieder hin. „Die haben bestimmt auch ihren nächsten Zug verpaßt“, meinte Hübenthal. Die Polizei aber ging weiter. Und wen fanden sie? ...



**Diese beiden, 16 Jahre alt,** holten die Beamten aus dem Wartesaal 3. Klasse. Sie saßen dort, den Kopf auf den Tisch und die Banklehne gelegt (oben) und taten, als schliefen sie. Aber die Polizei läßt sich nicht täuschen. Rolf (in Lederhosen) erzählte den Beamten zwar eine rührende Geschichte, aber sie glaubten ihm nicht. Er wollte morgens wie immer von zu Hause weggegangen sein. Dann hätte er seinen Freund getroffen (im Hintergrund). Und der hätte ihn überredet, ein paar Gangsterfilme zu besuchen, umherzumbummeln und Wildwestheftchen zu kaufen. Und das hätten sie dann auch getan. „Und was macht ihr jetzt auf dem Bahnhof?“, fragten die Beamten. Darauf wußten die beiden keine Antwort. Warum sie sich um 2 Uhr nachts im Hauptbahnhof ihrer Heimatstadt herumlümmeln, konnten sie nicht erklären. „Dann kommt mit zur Wache“, sagten die Beamten.



## Nachts um Zwei im Wartesaal



**Bald danach aber** durchsuchten die Beamten die Taschen der geheimnisvollen 16jährigen Jungen. Vierzig belgische Zigaretten fanden sie. Woher? Die Burschen sagten nichts. „Das ist Schmuggel“, meint Hübenthal. Aber was macht man mit solchen Jungen? Die Beamten resignierten. Sie benachrichtigten die Eltern. Aber der Vater des einen Jungen kam nicht. Sein Freund allerdings wurde bald abgeholt.

**Da stehen die beiden nun** vor der Barriere (links, links im Bild), und der Beamte trägt ihre Wildwesthefte in die Kartei ein. Sie waren nicht die einzigen in dieser Nacht. Der Junge zwischen den beiden Beamten hatte Bahnverbotsverbot. Schon viermal wurde er erwischt. Aber wo soll er hin? Arbeiten kann er wegen eines Herzleidens nicht. Geld, um im Bunker zu schlafen, hat er nicht. Wohin?

Eine Reportage von Hübenthal

# Der Achtzylinder

Aschoke Tschetterdschi

Das ging nun seit Tagen so. Seit ich mich auf die Beine gemacht und den starken amerikanischen Achtzylinderwagen gekauft hatte, war ich gezwungen, mich vor einer Versammlung erboster älterer Familienmitglieder zu verteidigen. Aber Recht und Wahrheit siegten, und meine Standhaftigkeit hatte sie schließlich mit meinem scheinbar sinnlosen, schändlichen Vorgehen versöhnt. „Welch ein Wagen! Was das für ein Geld kostet!“ stöhnten sie alle. „Fünfzig Ochsen hätte man dafür kaufen können oder fünfundzwanzig Pferde! Für zweihundert Schafe oder zwanzig Tonnen Reis hätte es gereicht! Eine Tochter hätte man damit ausstatten und verheiraten, ein halbes Dutzend Prozesse führen und so und so viele Begräbnisse bezahlen können!“ Eine Tante verstieg sich zur Behauptung, man hätte für das Geld ein Haus bauen können, und daß meine Frau es dabei bewenden ließ, sich ununterbrochen stumme Tränen aus den Augen zu wischen, lag einfach daran, daß sie bisher weder das Alter noch die Bedeutung in dem gigantisch verzwickten Familiengefüge erreicht hatte, um in Wirtschaftsangelegenheiten ein offenes Wort wagen zu dürfen. Zweifellos legte sie im Geiste lange Listen von Kleidern und Schmuckstücken an, die sie sich hätte kaufen können, wäre nicht dieser Gipfel an Blödsinn eines Gatten dazwischengekommen, an dessen angeborene Dummheit man sich ohnedies schon hätte gewöhnen sollen. In Wirklichkeit mißtraute sie dem neuen Meisterstück technischer Fertigkeit und akkurater Arbeit, verachtete es und war darauf eifersüchtig.

Viel später, wenn ich sie zu einer Spazierfahrt in den Wagen köderte — auf der elenden, gestampften Landstraße, die durch üppig grüne Reisfelder führte, um in die große Überlandstraße einzumünden —, vergaß sie ihre Sorgen und lächelte den leichtsinnigen Mann an,

geahnt, für was für eine Gegend ihr Preismodell bestimmt war. Als wir uns dem Hause näherten, liefen die Diener mit Sturmlaternen heraus, und Tante Bimila berichtete uns, sie habe den ganzen Nachmittag lang den Göttern Opfer versprochen, wenn wir nur heil und gesund zurückkehrten. „Das dürft ihr nie mehr tun, niemals!“

„Aber, Tantchen, ganz Kalkutta ist voll von diesen Wagen, und alle angesehenen Leute haben wenigstens einen, wenn nicht mehr. Wir müssen mit der Zeit gehen.“

„Jaja, aber ihr braucht ihr nicht vorzulaufen. Laß die Leute in Kalkutta auf ihre Art angesehen sein und Leben und Glieder der Mode opfern. Man kann mit dem Ochsenkarren oder dem mit Pferden bespannten Wagen überallhin gelangen. Anständige Menschen haben's nirgendshin so eilig. Ihr seid nicht aus dem Zuchthaus entsprungen.“

„Was haben wir zum Abendessen?“ fragte ich, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und hatte damit auch gleich den gewünschten Erfolg, denn — hast-du-nicht-gesehn — waren alle in der Küche verschwunden.

Nach dem Abendbrot räusperte sich Onkel Umesch mehrere Male, um schließlich herauszulapeln: „Du bist den ganzen Nachmittag weggewesen; da müßt ihr ziemlich weit gefahren sein. Aber ist dieser Wagen mit Windantrieb auch ganz ungefährlich?“

„Der Wagen hat mit dem Wind nichts zu tun, Onkel“, erwiderte ich. „Mit Mineralöl wird er betrieben. Und wir waren gar nicht so weit. Diese Landstraße ist ja so elend, daß man auf ihr kaum kriechen kann. Warum wird denn keine richtige Straße gebaut?“

Scherz vorgebracht werden sollten. „Hört euch bloß diesen schamlosen Burschen an! Hast du denn keinen Funken Ehre mehr im Leib, daß du vor all dem jungen Volk hier wie ein Affe daherschnatterst?“

+

Haru Mandel klagte Nimai an, seinen Karren in den Gemüsegarten des Haru bugsirt und dadurch einige Dutzend Kohlköpfe unverdaulich gemacht und einen Zaun zerstört zu haben. Als ob dies nicht genügt hätte, war Nimai, als Haru ihm sein scheußliches Benehmen vorwarf, zornig geworden und hatte seinen Widersacher auf unflätigste Weise beschimpft.

Die Verhandlung fand in unserem Kanzleizimmer statt. Onkel Umesch als Oberhaupt der Gutsbesitzerfamilie des Dorfes repräsentierte in zwar inoffizieller, aber doch sehr wesentlicher Stellung Recht und Ordnung. Als er Nimai fragte, was denn der Anlaß zu seinem ungewöhnlichen Betragen gewesen war, brach dieser in Tränen aus und stammelte: „Was konnte ich denn machen? Die Ochsen scheuten, als sie den Windwagen des jungen Herrn hörten. Beinahe wär' ich hinuntergefallen und unter den Rädern meines eigenen Karrens umgekommen!“

Überflüssig zu sagen, daß Nimai freigesprochen wurde. Onkel Umesch entschädigte Haru und kreidete mir die Kosten an. Der Achtzylinder hatte an Volkstümlichkeit nicht gewonnen. Nicht nur sprach dieser klare und aktenmäßig verzeichnete Fall gegen ihn; schon vorher war es zu kleineren Zahlungen an die Ortspächter gekommen — für Hühner und Gänse und zumindest ein Zicklein, das beim Anblick des Wagens von Panik erfaßt und in irgeleiteter Flucht direkt unter die Räder gelaufen war. Neuigkeiten bleiben nicht verborgen, und gelegentlich hingeworfene Bemerkungen wie „Heute zahlte Tschote Dada dem Bura Madschi acht Annas für ein Huhn“ bildeten immer neue Posten in der Bilanz gegen den Achtzylinder. Als meine Frau harmlos einer Freundin erzählte, ich sei in einem benachbarten Wald auf die Jagd gegangen, sagte diese bloß: „Der braucht doch aber sicher kein Gewehr mehr zum Jagen!“ Und ich hatte den ganzen Kummer auszubaden, der sich im Herzen meiner Frau ansammelte. Kein Zweifel, unser guter Ruf war in Gefahr, aber sogar dem Gott Indra auf seinem himmlischen Elefanten Airawat wäre es so ergangen, hätte er in unserem Krähwinkel in der Wildnis Ostindiens leben müssen. Ich entschloß mich, meinen Landsleuten moderne Methoden der Ortsveränderung beizubringen, mochte es sie alle Hühner, Gänse und Ziegen kosten.

In diesem Jahr kamen die Monsunregen ziemlich früh. Ungeheure Wolkenbrüche und Regengüsse verwandelten die Reisfelder im Handumdrehen in Sümpfe aus klebrigem Schlamm. Endlos eintönig quakten die Frösche und zerstörten die seltsame Harmonie von windgepeitschtem Regen, dem Gekräusel von Myriaden kleiner Bächlein und dem Dröhnen und Krachen des Donners. Männer und Weiber arbeiteten auf den Feldern in knietiefem Lehm.

Gegen diese Verschwörung der Elemente war mein Wagen völlig machtlos. Ich versuchte auszufahren, aber kaum war der Wagen aus dem klebrigen Hof gerollt, als er auch schon auf etwas stieß, was einmal eine hügelige Unebenheit gewesen und nun zu einem überdimensionalen Brocken unwahrscheinlich nachgiebigen Lehms geworden war. Mit einem Wort: eine ausgesprochene Falle, in der der hineingeratene Reifen leer lief. Vier Zugochsen und ein Schlepptau waren erforderlich, um den Wagen wieder in die Garage zurückzuschleppen, der nach diesem Abenteuer in seinem dicken Lehmüberzug höchst unamerikanisch aussah. Onkel Umesch, der Unmensch, kicherte bloß und sagte: „Erinnert mich sehr an ein Rennpferd! Es ist ganz unnütz, nur daß man Geld verlieren kann.“

Dann aber setzte der Regen für einige Stunden aus, und ich dachte, ich könnte vielleicht die Überlandstraße erreichen. Also bestach ich ein halbes Dutzend Dörfner, und sie machten sich daran, die Dorfstraße zu säubern. Der Motor sprang ohne Schwierigkeiten an, und ich rollte majestätisch auf die tiefen Gleise, die aus dem Dorf hinausführten. Im Schnecken tempo kroch ich dahin. Meine guten Leute spazierten, sozusagen als Vorsichtsmaßnahme, hinter dem Wagen her, und das Dorf lächelte milde beim Anblick dieses Bildes gestürzter

Macht. Am Ende erweist sich die Natur immer stärker als der Mensch. Wir brauchten etwa zwei Stunden, um die Hälfte der Strecke zu überwinden. Dann kam ein Hohlweg. Als wir uns seinem tiefliegenden Teil näherten, von dem der ganze Bezirk wußte, daß er zur Monatszeit unter Wasser stand, zeigte sich, daß ein ziemlich langes Stück zu einem reißenden Bach von etwa fünfzehn oder zwanzig Zentimeter Tiefe geworden war. Natürlich zögerte ich weiterzufahren, aber meine Leute riefen mir zu: „Vorwärts! Vorwärts! Wenn er stekkenbleibt, werden wir ihn weiterschleichen!“ Angesichts dieser einmütigen Unterstützung stürzte ich mich in den schäumenden Kanal. Der erste Teil seines Bettes bestand aus losen Kieseln und lockerem Sand, und es fiel uns, zumindest im Anfang, nicht schwer vorwärtszukommen. Ungefähr in der Mitte jedoch fühlte ich plötzlich einen ominösen Widerstand und eine Art Saugwirkung, und nach einigem leichten Schaukeln glitt der Wagen langsam bis zu den Achsen in ein Loch im Kanalbett, das voll weichen, nachgiebigen Sandes war. All dies geschah ganz unerwartet, war im Einklang mit einem anscheinend unvermeidbaren Schicksal, und ich konnte dagegen einfach nichts tun. Der Wasserspiegel stieg bis zu einem Zentimeter unterhalb des Innenbodens, und ich tat das unter diesen Umständen einzig Vernünftige: Ich stellte den Motor schleunigst ab und kroch in den klebrigen Sand hinaus. Meine Leute kamen herbei, und wir schoben mit allen Kräften, um den Karren aus dem Dreck zu drücken. Aber wir brachten ihn nicht einmal ein Zentimeter vom Fleck.

Nachdem wir uns ungefähr eine Stunde lang erfolglos geplagt hatten, schickten wir ins Dorf um Hilfe. Der Himmel verdüsterte sich wieder, und noch fernes Wetterleuchten kündigte einen neuen Wolkenbruch an. Als mehr Leute und Zugochsen an der Unheilstätte angelangt waren, war das Wasser um mehr als ein Zentimeter gestiegen und hatte die schönen Metallbeschläge und Polstersitze mit seinem Schmutz durchtränkt. Wir schoben und zogen, aber der schöne große Wagen saß fest und rührte sich nicht vom Fleck. Wir schickten einen Mann nach dem Dorf, um weitere Hilfskolonnen heranzuholen.

Es hatte nun zu rieseln begonnen, und es war ganz offensichtlich, daß das Wasser das ganze Wageninnere füllen würde, wenn er länger in dieser Stellung blieb. Und da vom Hochplateau von Tschota Nagpur unablässig neue dunkle Wolken herankamen, wurde auch die Sicht immer schlechter. Das Dorf verschwand im Zwilicht des dichten Wasserdunstes. Und da lag der großartige amerikanische Achtzylinder, bewegungslos, mit der Nase in einem Graben voll schäumenden Regenwassers. Ich stand schweigend im Regen, umbraust von den Elementen mit all ihrer schadenfrohen Mißachtung des Menschen und seiner Launen, seiner Konventionen und seiner Maschinen. Als nach ungefähr einer Stunde Onkel Umesch auf seinem Lieblingselefanten Radscha eintraf, riß ich beim Anblick des Bildes, das er bot, den Mund auf. Er trug eine bernsteinfarbene Regenhaut, Gummistiefel und einen Tropenhelm, der mit grellroter, wasserdichter Seide überzogen war. Er lachte laut und rief zu mir hinüber: „Und warum nicht? Glaubst du, du hast ein Monopol auf moderne Kleidung? Ich hab' das alles vom Heeresausüstungsladen in Kalkutta bezogen.“ Und dann wandte er sich an den Mahout und befahl ihm, sich mit Radscha an die Arbeit zu machen. Auf ein gegebenes Zeichen senkte das Riesentier den Kopf, drückte ihn langsam gegen die Hinterwand des Achtzylinders und begann auszuschreiten. Und das Wunder geschah! Mit einer Einbuchtung in seinem unverwundlichen Stahlgebäude — an der Stelle, gegen die der Elefant seinen Kopf gedrückt hatte — und einer halben Tonne Lehm und Sand, gleichmäßig über seine einst blitzblanke Oberfläche verteilt, rückte der amerikanische Wunderwagen gurgelnd aus seinem Sandbett heraus. Noch ein klein wenig mußte er geschoben werden, dann stand er am anderen Ende des Hohlwegs auf der Straße. „Schleppt ihn nach dem Bahnhof von Ranipur ab“, rief Onkel Umesch den Leuten zu. „Er muß nach Kalkutta zur Reparatur.“

Radscha senkte seinen mächtigen Rüssel und setzte mich auf seinen Rücken neben Onkel Umesch.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Bengalischen von Joseph Kalmer)

Foto: Werner Bischof (Magnum)



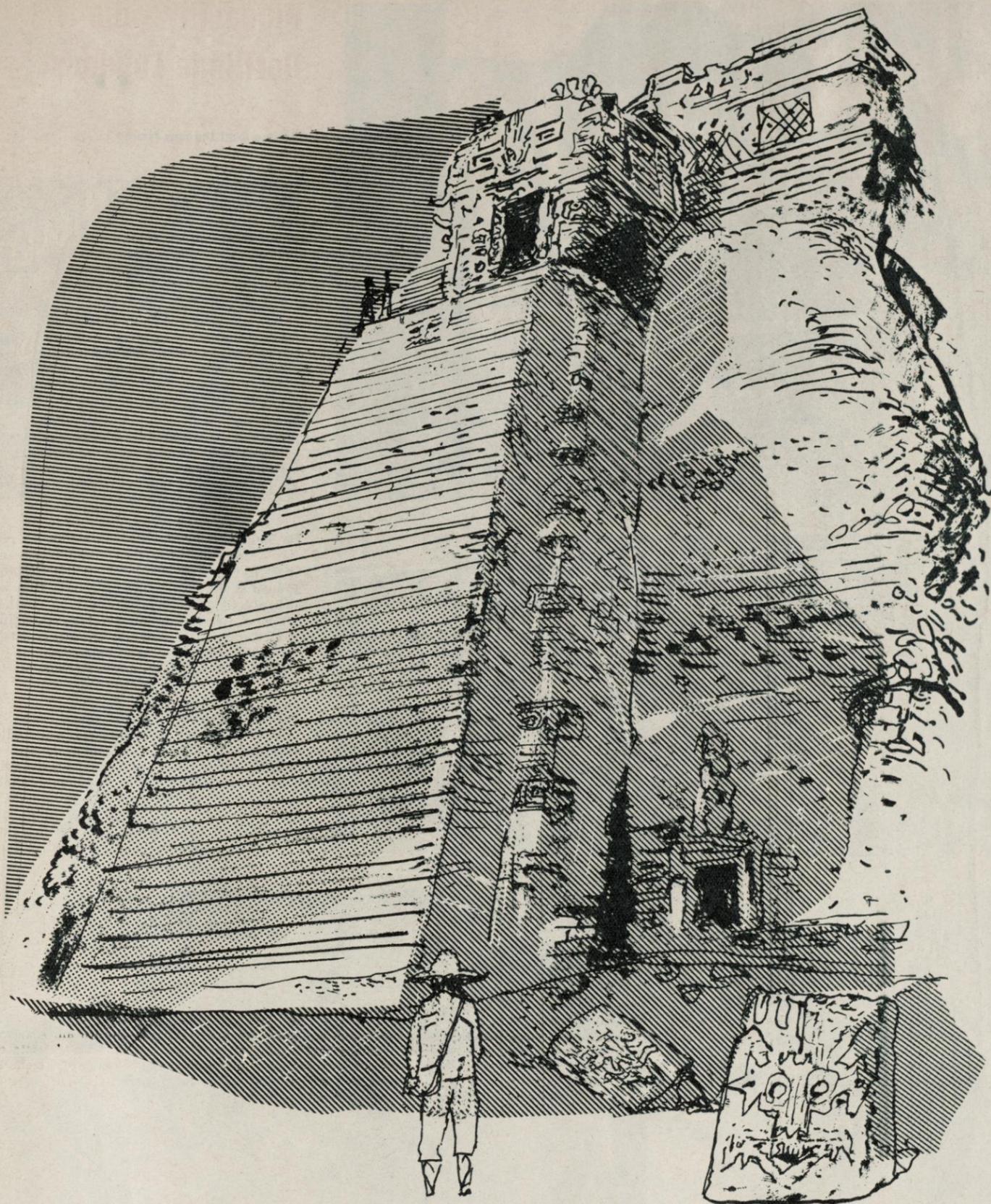
der bloß um dieses Lächelns willen sein Leben und seine heilen Knochen riskierte. Kein Zweifel, Juwelen und Armabänder hatten ihren Reiz, aber sie gaben einem nicht die Hochspannung elementarer Ekstase, die dieses dröhnende Ungeheuer in seinen Fahrern auflöste, während es mit achtzig Kilometerstunden Geschwindigkeit die Straße fraß. Die Heimfahrt auf der sich windenden Dorfstraße war allerdings immer ein ermüdendes Geschäft. Überflüssige Wendungen und Verengungen, Unebenheiten und ausgewaschene Löcher verbitterten einem die Freuden des Steuerns und ließen die gute Federung vergessen. Denn die Löcher in der Dorfstraße waren wirkliche Löcher, die Hügel wirkliche Hügel und nicht kleine Unebenheiten, und die Amerikaner hätten wohl eher an Traktoren als an Wagen mit acht in einer Reihe angeordneten Zylindern gedacht, hätten sie bloß

„Was hast du an der Landstraße?“ fragte Onkel Umesch. „Seit den Tagen unserer ältesten Ahnen hat sie ihre Aufgabe erfüllt. Dein Ölkessel paßt weder auf eine Dorfstraße noch auf eine Chaussee. Straßen werden nicht zum Abbrennen von Feuerwerken gebaut!“

„Aber, Onkel, in Kalkutta...“

„Ja, aber wir sind Gott sei Dank nicht in Kalkutta, und wir brauchen den Fremden nichts nachzumachen. In Kalkutta, hab' ich mir sagen lassen, tanzen Männer und Frauen zusammen und legen einander die Arme um Schultern und Hüften. Aber darum tanz' ich noch lange nicht so mit deiner Tante.“

In diesem Stadium griff die oben bemeldete Tante mit einem scharfen Protest gegen so anstößige Ideen ein, die nicht einmal im



## Hann Trier: Himmel, Blech und Geographie

Das Warenangebot ist groß. In vieler Hinsicht ist die Produktion an Schuhen, Textilien, Gold- und Silberwaren überzeugend; hinzukommt die Nähe der USA, die eine leichte Einfuhr auf dem Land- und Seewege gestattet. Der bedeutendste Komiker des mexikanischen Films heißt Cantinflas. Seine Filme sind meist auf einfachem Zirkusclownrummel aufgebaut. Dabei wird Cantinflas die Möglichkeit gegeben, ganz lange Erklärungen abzugeben, deren Ergebnis völlig nichtssagend ist. Er ist zum Beispiel Fotograf, und jemand fragt ihn, wie die Bilder geworden sind. Darauf antwortet er dann: „Ja, wissen Sie, ganz gut, also ganz, ganz gut, nein, das wäre übertrieben zu sagen, nein, so gut also sind sie nicht geworden, die Bildchen; aber wollte man sagen, ganz, ganz schlecht, nein, so sind sie auch nicht herausgekommen. Es ist nämlich, genau gesagt, gar nichts geworden.“ — Der Mann ist Millionär und gibt viel für die Armen. Dies mißfällt nun einigen mexikanischen Malern wie Siqueiros und Rivera. Bei einem Mosaikauftrag für ein großes Kino karikierte Rivera den Cantinflas; er zeigte ihn, wie er für seine Späße von Imperialisten, Kapitalisten, Pfaffen und Huren Geld empfängt und auf der anderen Seite kümmerliche Almosen für die Armen gibt. — Ich möchte gern wissen, ob es in der Sowjet-Union zu solch aktuellen, propagandistischen Monumentaldarstellungen gekommen ist.

An einem Abend sehe ich gutes spanisches Theater in einem kleinen Saal. Eine Truppe von Exilspaniern hält in verzweifelter Idealismus ihre Theatertradition wach. Als ich spät nachts aus dem Theatersaal komme und durch die dunkle Stadt wandere, stoße ich an einer Ecke des Paseo de la Reforma auf einen Verkaufsstand mit richtigen Christbäumen. Es ist der 25. Dezember. Den Verkehrsschutzleuten werden wie in Europa von den Auto-

fahrern kleine Geschenke zu Füßen gelegt. In den volkstümlichen Vierteln ist viel Betrieb. Mannsgröße papierne Tiere und Popanze hängen überall zum Verkauf, eine lustige und luftige Gesellschaft von Störchen, Löwen, Totengerippen, Häusern und Fabeltieren, die sehr farbig und kunstvoll hergerichtet sind. Viele Bauern und das kleine Volk der Vorstädte drängen sich um die Buden, essen, trinken und frieren ein bißchen. Und die Augen der Kinder leuchten wie überall auf der Welt, wenn eine Bescherung bevorsteht.

Am letzten Abend vor der Abreise speisen wir zu dritt bei Prendes, einem sympathischen, großen Restaurant, das die Atmosphäre von 1912 ausstrahlt: verblichene Eleganz. Hier gibt es eine gute Küche, die international Gültiges und mexikanische Spezialitäten so glücklich vereint, daß man sich nicht am Chilipepper den Mund verbrennen muß, wie es mir mit Guacamole in den ersten Tagen erging. Guacamole ist ein Salat aus der völlig geschmacklosen Advokatenbirne mit einer sehr gepfefferten Soße. In dieser Soße wird auch Truthahn zum Beispiel serviert, in Mexiko Guajolote geheißen. In Mexiko heißt vieles anders als sonst in Lateinamerika. Der aztekische Einfluß hat sich in der Sprache erhalten, wenn auch die aztekischen Dialekte nicht mehr gesprochen werden. Nur in abseits liegenden Dörfern wird Otomí gesprochen, ein zur Zeit der Eroberung auch nur in abseitigen, primitiven Gebieten gebräuchliches Idiom. — Auf dem Tisch stehen ein Korb mit Brötchen und ein Teller mit Radieschen. Der aus der kalifornischen Provinz stammende Klosterwein ist gerade noch erträglich als Tafelwein. Sonst sind die Tropenweine scheinlich zuckersüß. Ich lasse mir eine Spezialität kommen: Gusanos de Maguey. Das sind in Fett ge-

röstete Maden, Schmarotzer der Sisalpflanze. Das Gericht sieht grausam aus, schmeckt aber vorzüglich.

Frühmorgens tags darauf löst sich das Flugzeug von der Startbahn. In der Morgensonne glänzen lange noch „der Eine und der Andere“, die beiden schneebedeckten Vulkane. Nach einer Stunde das Meer unter weißen Wattenbauschwolken. Es ist tintenblau und wie handgewebt in der Oberfläche. — Nach zwei Stunden erscheint die Küste der Halbinsel Yucatán, der entlegensten Provinz Mexikos. (Man kann auch in fünf Tagen mit Bus und Eisenbahn hinkommen.) Eine dichte und niedrige Vegetation bedeckt die mit Tümpeln und Sümpfen übersäte Küstenzone. Weder Siedlungen noch Straßen sind sichtbar. Das Flugzeug fliegt niedrig und landet in Mérida, wo wir gleich von weißgekleideten, untersetzten Männern umringt sind, die uns Taxi, Schuhputzer, Hotels, Gepäckträger und Führungen vermitteln wollen. Ich freue mich, nicht dem geschäftstüchtigen Herrn Barbachano auf den Leim gegangen zu sein, der in aller Welt Prospekte verbreiten läßt, aus denen hervorgeht, daß man eigentlich nur durch sein Reisebüro „die Wunderwelt der alten Mayakultur“ besichtigen kann. Wie ich vermutete, kostet alles nur die Hälfte der großartig benannten, genormten Touren.

Wer nach Yucatán fährt, ist meist ein künstlerisch oder archäologisch interessierter Reisender. Die Vergnügungsreisenden fahren eher nach Acapulco, dem teuren Badeort am Pazifik, oder bleiben in der Hauptstadt. Die Hauptstadt Mérida liegt an der Stelle der alten Mayasiedlung Ti'Ho (wobei das H wie Ch in Dach klingt), von der nichts erhalten ist. Die jetzige Stadt ist sauber, still und verschlafen wie viele Städte in der heißen

Zone. Sie ist über 150 000 Einwohner nicht hinausgewachsen, und gerade wird das zweite Hochhaus von einer Versicherungsgesellschaft errichtet. Das erste ist ein Hotel. — Hochbau natürlich auch nur relativ zu den einstöckigen Häusern der Umgebung. — Es fällt auf, wie einformig untersetzt und geschlechtslos Männer und Weiblein aussehen. Rein Weiße sind selten; in den meisten Mestizen hat sich der charakteristische, in der Mayaplastik dargestellte, bartlose, rundliche Schädel mit der fliehenden Stirn durchgesetzt. Sie sind klein, fett und geschäftig. Es gibt viele chinesische Flüchtlinge, die dauernd Aufrufe in der Zeitung veröffentlichen. Sie sind den Einheimischen merkwürdig ähnlich und fallen neben ihnen überhaupt nicht auf als „anders“.

Die Stadt hat einen bezaubernden, verträumten Platz, an dem das Haus des Eroberers von Yucatán noch steht, eine franziskanische, große Kathedrale und eine Menge von Häusern mit gußeisernen Kolonnaden, die an den Stil europäischer Badeorte um die Jahrhundertwende erinnern. Neben Steinbänken gibt es auch lauschige Sitze zu zweit für Verliebte, die aber so angebracht sind, daß man wohl leicht die Gesichter einander nähern könnte, keineswegs aber die Beine. Es ist züchtig, wie es sich gehört. An einer Ecke stehen verfallene Pferdedroschken mit ganz alten Kutschern und armseligen, müden Pferdchen davor. Für etwa eine Mark werde ich eine Stunde spazierengefahren, und der Kutscher erklärt mir, wo der Gouverneur wohnt, wo der frühere wohnte und daß eine Regierung, die nicht mehr als fünf Prozent der anvertrauten Summen veruntreut, noch als gut bezeichnet werden kann.

Das kleine Hotel Colón hat türkische Bäder und ein eigenes offenes Schwimmbad. Am Abend schwimme ich nackt in dem warmen, dunklen Becken, völlig allein. Vom nahen Kirchturm läutet es: stille Nacht, heilige Nacht. So geraten die Jahresbegriffe durcheinander.

Der nördlichste Teil Yucatáns ist flach; der Boden besteht aus Kalkablagerungen, die auch das Material für die Tempel der Mayas lieferten. Die Kalkschicht ist wasserdurchlässig. Unter ihr befinden sich unzählige unterirdische Brunnen und Wasserläufe, aus denen das überall fehlende Wasser durch Windpumpen hochgepumpt wird, deren Aluminiumblechflügel sich über den Siedlungen drehen. Der flüchtige Eindruck von Riesemargeritenblumen.

Von Mérida aus führen gute, glatte Straßen durch die niedrige Dschungelvegetation bis an die Ruinen der alten Mayastädte Uxmal (sprich: Uschmal), Kabah und Labnah. Der Fahrer, der die rassischen Merkmale der Mayas hat und archäologisch vorgebildet ist — er hat in den USA studiert —, spricht unterwegs in Mayadialekten mit den Leuten. Hier und da liegen Sisalfelder rechts und links der Straße. Die Sisalpalme wird hier Henequén genannt. Sie ist außer dem Mais die einzige Pflanze, deren Anbau sich auf dem steinigten Boden lohnt und die auch eine Trockenheit übersteht. Aus den Fasern wird allerlei Flechtwerk gemacht, Taschen, Hüte und dergleichen. Der Export ist die einzige Devisenstelle der Bevölkerung.

Wir halten in einem Dorf. Gepflegter, gestampfter, rötlicher Boden, dunkelgrüne, schattenspendende Bäume und ein steinerner Brunnen sind der Mittelpunkt. Es gibt steinerne Häuser. Im Hintergrund die Fassade einer unfertigen Kirche, die einmal größer werden sollte als die der Hauptstadt. Etwas weiter, in von Hecken umfriedeten Höfen, Bambushäuschen, mit Palmstroh bedeckt. Kinder mit fröhlichen Augen und ein weißgekleideter Mümmelgreis umringen uns. Wir treten in eine Hütte ein, in deren Halbdunkel eine Frau neben dem Feuer hockt. Auf dem Stein nebenan ist die Maisteigmasse bereitet, aus der sie hockend im Handumdrehen dünne Fladen herstellt, die auf beiden Seiten über der Flamme geröstet werden. Bald ist Mittag, die Hähne krähen, und es ist wie mittags überall auf dem Dorf. Eine der Hütten ist Kirche. Dort gibt es einen aus billigsten



Reklamebildern und Heiligenbildchen gemischten Schmuck und einen kleinen Altar aus Holz. In die Hütte gehen höchstens zwölf Personen. Alles ist sehr arm und primitiv, aber ganz sauber. Die Arbeiter sollen zweimal am Tag baden, wenn die Wasserverhältnisse es eben zulassen.

Fortsetzung folgt

Liebe Freunde! Heute habe ich noch einmal vielen von Euch zu danken: allen jenen, die bisher regelmäßig ihre Spende für den Ausbildungsfonds eines jungen Arabers gezahlt oder auch eine größere Summe mit einem Schlag locker gemacht haben. Wo wir „unseren Plan“ nun zu einem gewissen Abschluß gebracht haben (wer noch nicht informiert ist, beschaffe sich bitte Aufwärts Nr. 21/55), möchte ich sagen, daß wir gemeinsam einigermaßen stolz auf den Erfolg sein dürfen. Ihr habt wirklich bewiesen, daß Euer Wunsch, die Beziehungen zwischen den Völkern verbessert zu sehen, sehr ernst ist. Seht einmal — Europa hat heute in den arabischen Ländern einen sehr schlechten Ruf. Ein Teil dieser Länder mußte sich in den vergangenen Jahrzehnten — darunter auch Syrien, das Heimatland unseres Gastes — ihre Unabhängigkeit von den europäischen Kolonialmächten unter



großen Opfern erkämpfen. Andere arabische Völker stehen mitten in diesem schweren Unabhängigkeitskampf. Und jetzt haben wir einen jungen Freund aus einem arabischen Land gewonnen, der in zwölf oder sechzehn Monaten wieder in seine Heimat gehen und berichten wird, daß Europa auch noch etwas anderes als Unterdrückung und Ausbeutung zu bieten hat, daß Europa nicht schlechthin Europa, sondern eine Vielzahl von Menschen ist, die keineswegs alle mit Vorurteilen behaftet sind und die keineswegs alle Sympathie für die Politik der Kolonialmächte haben. Er wird das zehnte oder zwanzigste Leuten in seiner Heimat erzählen, und auch diese werden es weiterberichten. Ist das nichts? Es ist wenig im Verhältnis zu dem Haß, der täglich in Nordafrika durch die Kolonialpolitik gesät wird. Aber es ist wenigstens etwas. Mehr können wir zurzeit nicht tun. Und nun muß ich zum Schluß noch darum bitten, auch weiterhin den übernommenen Spendenverpflichtungen nachzukommen. Natürlich wäre es schön, wenn sich noch neue Spender hinzugesellen würden. Wir möchten unseren Gast nicht zu knapp halten müssen — und vor allem soll ja seine technische Ausbildung sehr gründlich werden. Alle Spender erhalten von mir demnächst durch ein Rundschreiben Rechenschaft über die Einzelheiten der Verwendung des Geldes. Sollte sich ein Überschuß ergeben, so werden wir Euch zur gegebenen Zeit fragen, ob wir diese Summe als Spende an eine anticoloniale Institution überweisen dürfen. Hier noch einmal die Bezeichnung des Kontos, auf das Einzahlungen vorgenommen werden können: „Spendenkonto Aufwärts 87 212-1 Bank für Gemeinwirtschaft Nordrhein-Westfalen AG., Niederlassung Köln. Postscheckkonto der Bank: Köln 1246 52.“ (Die Spenden müssen also auf das Postscheckkonto überwiesen werden, wobei auf dem Abschnitt für den Empfänger — die Bank — die Nummer des Spendenkontos vermerkt wird.)

Freundliche Grüße von Thomas

#### Jung gefreit ...

Aus Krefeld schreibt uns Hanns-Peter J.: „Seit einem halben Jahr bitte ich meinen Vater, mir seine Einwilligung zur Heirat zu geben. Ich bin zwanzig, und meine Braut ist einundzwanzig. Mein Vater lehnt aber rundweg ab. Er erklärt, ich sei noch zu jung.“

• Lieber Hanns-Peter! Ich bin ganz sicher: Dein Vater kennt Dich besser, als ich Dich kenne. Deswegen kann ich auch wirklich nicht beurteilen, ob Du tatsächlich noch zu jung zum Heiraten bist. Und schau, warum denn nicht noch ein wenig warten? Wenn Eure Liebe unerschütterlich ist, dann würdet Ihr notfalls auch zehn Jahre aufeinander warten. Außerdem gehört zu einer Ehe tatsächlich etwas mehr als nur Liebe — zum Beispiel eine gewisse Reife, und davon erwirbt man sich unter Umständen von Jahr zu Jahr etwas mehr. Also, versucht bitte wenigstens noch ein, zwei Jährchen herauszuschlagen. Die Verlobungszeit ist doch auch ganz schön.

#### Widerspruch

Egon Kroll in Duisburg fragt mich: „Siehst du nicht einen Widerspruch darin, daß man in Deutschland als junger Mensch zwar erst mit 21 Jahren »volljährig« wird, aber bereits mit 18 Jahren »zu den Waffen gerufen« werden soll?“

• Darin sehe ich ganz gewiß einen Widerspruch, für den ich allerdings zuerst den „Ruf zu den Waffen“ verantwortlich machen würde. Andererseits frage ich mich, ob nicht die Volljährigkeitsgrenze auch zu hoch liegt? Was meint Ihr?



Elegant und blasiert, unnahbar, blickt Miß Epworth in die wogende Menge. Heute schlagen die Herzen der Londoner Frauen — gleich welchen Standes — am Piccadilly-Circus. Auch Miß Epworth will Marilyn Monroe sehen. Sie zeigt zwar ihre Neugier nicht so deutlich wie die Verkäuferin — aber macht das einen Unterschied? Arme Mädchen träumen vom Reichtum, Miß Epworth von Kleidern.

## Piccadilly - die Dorflinde Londons

Marilyn lockt Londons Frauen



Ein Gerücht! Marilyn Monroe ist in London! Zur Aufführung ihres Films „The seven year itch“ (Die sieben juckenden Jahre). Londons Frauen sind vom Star Marilyn begeistert wie fast alle (?) in der westlichen Welt. Deshalb strömen sie diesen Abend zum Piccadilly-Circus, zur „Dorflinde“ der Millionenstadt. Unter den zuckenden Lichtreklamen staut sich jung und alt. Auch Evelyn (links oben) wartet.

Auf den Stufen des Eros-Brunnens sitzen die Mädchen, kauen Erdnüsse und unterhalten sich über Marilyn. „Kommt sie? Kommt sie nicht? Hast du den Film mit ihr gesehen? Oder jenen?“ Es sind nebeneinander eine Studentin, eine Verkäuferin von Lyons & Co., der großen Londoner Filialgeschäftsfirma, und zwei Arbeiterinnen einer Druckerei in Southwork. Der Filmstar zwingt alle in seinen Bann.



Extra aus Windsor gekommen ist die kleine Arabella Bridlington. Nun steht sie vor der Lichterfülle des Piccadilly-Circus und staunt. Die Stadt... und die Monroe, das ist ihr größtes Glück! Ins Glücksgefühl mischen sich aber schon die Zweifel... Wenn sie nicht kommt? Nun — noch ist nichts entschieden. Arabella muß warten wie alle. Indessen zucken die bunten Lichter über ihr Gesicht.

Kommt sie? Die Menschen drängen sich an den Eingängen des Kino-Palastes. Vorgefahren ist die Schauspielerin noch nicht. Aber die Abendvorstellung beginnt. Vielleicht zeigt sie sich auf der Bühne? — Ob gut oder schlecht für uns — die Kinogöttinnen sind die Heldinnen unserer Zeit in aller Welt. Man kann das nicht ignorieren. Unser Reporter verriet es schließlich: Marilyn kam nicht.

